

Nachwort

von Wolfgang Mörth

Folgendes vorweg: Max Langs Onkel ist einer meiner ältesten Freunde. Auch seinen Vater kannte ich schon lange, bevor er Vater wurde. Im Haus seiner Großeltern war ich oft zu Gast, was ein sehr angenehmer Zustand war, denn es bedeutete, die selben Rechte zu haben wie die Familienmitglieder, nur nicht die selben Pflichten. Auch bei der Beerdigung von Max' Vater im Frühjahr 1994 war ich dort nach dem Leichenschmaus zu Kaffee und Kuchen eingeladen. Ich erinnere mich an eine Atmosphäre stiller Akzeptanz, was den Schicksalsschlag anging, und ich erinnere mich an Max, der 8 Jahre alt und ein bisschen zu laut für den Anlass war, was sonst. Irgendwann verlor ich ihn dann aus den Augen.

Mit Siebzehn stand er plötzlich vor meiner Tür, um mir einen seiner Texte zu zeigen. Sein Onkel hatte ihm geraten mich aufzusuchen. Max Lang war selbstsicher und nervös zugleich, besser, er gestand seine Nervosität auf sehr selbstsichere Art ein, was mir imponierte. Der Text, den er mir zu lesen gab, trug den Titel *Olga* und handelte von einem österreichischen Austauschschüler in Russland und der Frau, die ihn für drei Monate in ihrer Datscha in Moskau untergebracht hatte. Was eine erquickliche Auslandserfahrung hätte werden sollen, endet in einer großen Enttäuschung. Die Mitschüler ignorieren den Fremden, und auch seine Wirtin weigert sich, mit ihm zu reden oder sich sonst mit ihm zu beschäftigen. Auf dem Heimflug, den er vorzeitig antritt, beschließt der Icherzähler, sich für die Schmerzen, die ihm Olga mit ihrem Schweigen zugefügt hat, zu rächen, indem er sie zur Protagonistin einer literarischen Abrechnung macht. Noch im Flugzeug beginnt er zu schreiben. Schonungslos stellt er sie als fettleibiges, unappetitliches Monster dar, das an nichts anderes als ans Geld und ans Fressen denkt. Doch diese drastischen Schilderungen allein hätten noch nicht genügt, mich für die Geschichte zu interessieren. Was sie für mich erst zu einer erstaunlich frühreifen Stück Literatur machte, war der Umstand, dass bei mir die Solidarität mit dem gepeinigten Erzähler, (der deutliche Züge des Autors trug, der ebenfalls gerade aus Russland heim gekehrt war), nach einer Weile umschlug in Mitleid mit Olga. Indem der Gedeemütigte alles tut, seine Peinigerin als Mensch quasi auszuradieren, verewigt er sie erst als tragische Heldin seiner Geschichte. Und die aggressive Art, wie er sich in

sein Opfer verbeißt, legt letztlich seine eigenen Motive offen und macht ihn selbst zum wahren Monster.

Die selbe methodische Ambivalenz wird für mich auch in Max Langs erstem Stück *Herbst und Winter* wirksam, das 2006 im Theater Kosmos in Bregenz uraufgeführt wird. Es handelt von einem Mann, der an seinem achtzigsten Geburtstag zusammen mit seiner Frau auf die Ankunft der vielköpfigen Familie wartet. Er nützt den Anlass, um über sein Leben nachzudenken und Bilanz zu ziehen. Er spricht von der russischen Gefangenschaft, von Zwangsarbeit und Hunger, von der Übernahme des väterlichen Betriebes nach seiner Rückkehr, obwohl er eigentlich Musiker werden wollte, und vom Leben mit einer Frau, von der er sich schon bald entfremdet hatte. Seine Verbitterung ist groß und es bleibt ihm nichts als zu hoffen, sein Lieblingsenkel würde anstreben und erreichen, was ihm verwehrt blieb.

Da ich sofort an Max Langs eigene Familie erinnere bin, (besonders die Lebensdaten seines Großvaters sind denen der Figur im Stück sehr ähnlich), brauche ich eine Weile, um zwischen Fiktion und Realität unterscheiden zu können. Und in dieser Phase der Verunsicherung wird mir bewusst, wie sehr mir der bürgerliche Lebensstil, wie ihn diese Großvaterfigur repräsentierte, immer schon als Vorbild für die Form meines eigenen künftigen Lebens diente und wie wenig ich mich bisher für die Enttäuschungen interessiert hatte, die sich dahinter verbargen.

Max Lang lässt mich einen Blick hinter diese Fassaden werfen. Er ist, ähnlich wie in der Erzählung *Olga*, nicht nur bereit zur schonungslosen Demontage der Welt seiner Figuren, sondern auch zur Offenlegung der eigenen erzählerischen Position. Das heißt: der Lieblingsenkel im Stück erweist sich als genauso wenig gewillt, die auf ihn projizierten letzten Hoffnungen des alten Mannes zu erfüllen, wie der Autor bereit ist, die Welt der Generation seiner Großeltern zu romantisieren. Eine Haltung, die Mut erfordert, wie ich finde, zumal von einem damals gerade einmal Neunzehnjährigen.

Auch in seinem neuen Stück *Das Reich der Mitte*, dessen Text hier als erster Band der edition miromente vorliegt, bleibt Max Lang seiner literarischen Haltung treu. Er kreiert eine harte Welt und gönnt seinen Figuren keine Ausflüchte. Zudem operiert er nicht mit den üblichen Antagonismen, verweigert sich sogar noch extremer als in *Herbst und Winter* dramatischen Höhepunkten oder sogenannten überraschenden Wendungen und erzeugt damit auch formal einen verstörenden Realismus. Und dann ist da wieder, quasi als Ausweg für den Rezipienten aus der Nihilismusfalle, diese Ambivalenz, hier hervorgerufen durch eine

Mischung aus komischen und traurigen Elementen, die, bei mir zumindest, das Gefühl der Ernüchterung plötzlich in ein Gefühl der Rührung umschlagen ließ. So war ich zum Beispiel gerührt vom Versuch des alten Tirolers, dem jungen Kellner im Chinarestaurant sein wackliges Lebensmodell als eine Art selbstgewähltes Elend zu verkaufen, und als Ergebnis meiner aus solchen simplen Gefühlen zusammengesetzten Gemütslage wünschte ich mir am Ende nichts mehr, als dass die beiden Protagonisten nicht verloren gehen würden auf ihrer Suche nach einem Platz auf dieser Welt, nein, ich sage es deutlicher: auf der Suche nach dem Sinn ihres Lebens. So einfach ist es manchmal.

Und zum Schluss noch ein paar Worte zur *edition miromente*. Wir starten mit einem Theatertext, obwohl uns die Experten davon abgeraten haben. Auch dass wir mit einem jungen, noch unbekanntem Vorarlberger Autor beginnen, halten die meisten für ein Risiko. Von denen, die finden, eine neue Buchreihe sei von vornherein unnötig, wollen wir gar nicht reden. All diesen Einwänden zum Trotz werden wir ab jetzt jedes Jahr versuchen, einen dieser schönen kleinen Bände herauszubringen. Im nächsten Jahr wird es vielleicht eine Erzählung sein, danach eine Sammlung von Gedichten, in drei Jahren, wenn es sich anbietet, ein Essay und so fort. Die Autorinnen und Autoren werden nicht immer unbekannt sein, denn auch die renommierten unter ihnen kreieren hin und wieder kleine formale oder inhaltliche Solitäre, die, obwohl von hoher Qualität, in ihrem Stammverlag nicht unterzubringen sind. Für diese Arbeiten interessieren wir uns. Und wir hoffen auf Lesende, deren Interesse sich mit unserem deckt. Die vielen treuen Abonnentinnen und Abonnenten der Zeitschrift *miromente*, die seit 2005 erscheint, ermutigen uns sehr zu dieser Hoffnung.